

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 13

Artikel: Unsesshafte Schweiz
Autor: Golowin, Sergius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsesshafte Schweiz

Von Sergius Golowin

Alfred Hartmann, geboren 1814 auf Schloss Thunstetten, gestorben 1897 zu Solothurn, Sohn eines Oberamtmanns und Gutsbesitzers, volkstümlicher Schriftsteller, schildert ausgezeichnet die Lage der alten Schweiz — von vorgeschichtlichen Jahrhunderten bis zu seinen Tagen: «Aber dort, wo weder Pflug noch Hacke hin kommt, in den Schluchten des Jura, auf dem wilden Steingeröll am Fusse der Alpen, an den waldigen Ufern der Aare und der Emme, der Reuss und der Limmat und auf dem öden Moor zwischen den Seen von Neuenburg, Biel und Murten wohnt ein unstätes Völklein. Es säet nicht und erntet nicht, denn keine Handbreite Erde kann es sein eigen nennen. Bald ist's hier, bald dort, denn in keinem der hundert Städte und Dörfer, der tausend Häuser und Hütten raucht sein heimischer Herd. In einem verborgenen Winkel der Berge feiert es heute wilde Feste, morgen bettelt es vor den Häusern der Bauern. Der Graben an der Landstrasse ist seine Wiege, sein Brautbett das grüne Moos unter dunklem Tannenschatten. Das Jahrmarktsgewühl ist das Feld, auf welchem es Ernte hält. Es redet eine Sprache, fremd und unverständlich jedem, der nicht zu ihm gehört. Das bürgerliche Gesetz ist sein Feind und vor dessen Vollstreckern flieht es scheu, wie ein gehetztes Wild. Es ist das Volk der Heimatlosen.»

«Zigeuner» sagt man noch heute im volkstümlichen Redegebrauch auch zu jedem einheimischen, nicht-sesshaften Menschen. Es ist wahrscheinlich in der Tat falsch, das Wort ausschliesslich für die Nachkommen der in geschichtlicher Zeit von Asien her eingewanderten Nomadenstämme zu verwenden. Man nannte damit seit jeher alle aus Überlieferung und Überzeugung — also nicht wegen irgend welchen Schicksalsschlägen! — «fahrenden» Gruppen, mochte es sich nun um «echte» Zigeuner aus der Ferne oder nachweisbar um Landeskinder handeln. Leo Wiener wollte diese Bezeichnung sogar von einer klangnachahmenden Sprachwurzel tik, tink,

tsik usw. für «Hammer, Hammer-schlag» ableiten: «Im Englischen heisse ja der Zigeuner-Kesselschmied ‚tinker‘, im Schottischen ‚tinkler‘, das etymologisch mit unserem ‚dängeln‘ verwandt ist.»

Das verketzerte Volk

Würde schon ein solcher Name, der Metallschmied war nun einmal in Urkulturen ein grosser Meister der magischen Künste, auf eine Gedankenverbindung zum Bereich des Geheimnisvollen hinweisen, so sehen wir solches noch mehr, wenn der Berner Rebmann (Naturae magnalia, 1620) unter «Ziginer» die sagenhaften Kenner der Geheimnisse der Berge, der «Metalle und Edelstein» versteht!

Beim bernischen Chronisten Grimm hat das gleiche Wort die Bedeutung von Weissager: «Die so genannten Zygner oder Heyden beflissen sich auch sehr des Warsagens aus den Planeten... Und so weilen die Zygner meistens rechte Lugner seind, so hat sie auch der Römische Heydnische Keyser Vitelius aus seinem Reich vertriben so geschehen Anno Christi 50.» Was ihre Herkunft angeht, sind sie diesem alten Volksschriftsteller «meists aus Sibenbürgen, Walachey, Tarterey oder aus der Moldau und Ungeren gebürtig.» Wenn er aber als einzige Probe aus ihrer Sprache «Dach-Has» für Katze nennt, merken wir, dass auch er vor allem aus deutschem Sprachgebiet stammende Vagabunden kennengelernt hatte.

Der Versuch, die Gesamtheit dieses ruhelosen Volkes in das Gefüge «unserer» festen Ordnung einzuführen, war in Wahrheit kein friedlicher Vorgang des Fortschritts. Durch Jahrhunderte fanden die «Bettlerjagden», die blutigen Ausrottungs- und Austreibungsversuche statt; mit Gewalt, in Abwesenheit der Eltern, wurden Kinder weggenommen und mit den rohesten Mitteln «umerzogen»; hunderte von harten Vorschriften fanden nur zu oft ihre Anwendung. Der Volksdichter Hartmann schreibt unter anderem: «Es soll damals ein Gesetz gemacht

worden sein wider die Heimatlosen und Vaganten, wonach denselben verboten wurde, künftig in Gebirg und Wald zu hausen und unstät zu sein... Aber keine andere Heimat begehrte der Naglerhans, als Berg und Wald... Im Dorfe wäre es ihm eng gewesen, wie dem Waldvogel im Käfig; deshalb floh er vor dem Gesetz und ging in derselben Nacht durch den finstern Wald dahin, wo er glaubte, dass das Gesetz ihn nicht erreichen würde.»

Die folgerichtige Verketzerung, die Verächtlichmachung der unbequemen Minderheit durch Gerüchte übelster Art, sie hat wahrscheinlich noch mehr angerichtet als die Mittel der rohen Gewalt. «Ich muss aber jedermann, dem seine Sicherheit lieb ist», so fängt etwa ein solcher «Aufklärungsversuch» an, «wohlgemeint warnen, solche Bärenführer nirgends zu dulden. Sie sind manchmal diebische Leute; und man erzählt, sie haben schon Menschen gemordet, und dann den Bären zu fressen gegeben. Jetzt ist es besonders eine Zeit, da solche Landstreicher nicht ins Land gelassen werden sollen.»

Die Nomaden und ihr Kundenkreis

Eine der gestrengen Verordnungen beginnt mit der gewohnten Würde: «Wir Schultheiss und Rath der Republik Bern thun kund hiemit... Datum den 13. December 1785.» Dann geht's munter wider Marktschreier, Spielleute, Leier- und Zauberalaternen-Träger, Lotteriede- und Taschenspieler usw., da diese, einmal in unsere ruhige Lande eingedrungen, «dadurch Gelegenheit an Hand bekommen, allerlei Diebstähle, Strassenräubereien und Unordnungen darinnen zu begehen.»

Aus einer alten bernischen Schilderung der «betrieglichen Bettleren» vernehmen wir, dass sie alle neben dem «Wahrsagen aus den Planeten» noch andere Künste beherrschten: «... so können sie auch das Feuer bahnen (bannen) und selbig in einer Burden-Stroh anzünden, ohne dass es an die Seythen brent...»

Dr. R. Marti-Wehren hat nach Durch-

sicht von etwa 150 000 Seiten von alten Gerichtsaufzeichnungen einige Fälle zusammengestellt, bei denen wackere Landsleute von Fahrenden «magisch» hineingelegt wurden. Voll Freuden vernahmen sie vom Fremden, dass auf ihrem Grundstück oder auf einem nahen, von wilden Spukgeschichten umgebenen Ort, etwa dem Galgenfeld, ein gewaltiger Schatz seit Urzeiten ruhe.

Der «Hexenmeister» begann nun, nach meistens vernichteten, hie und da noch teilweise vorhandenen Zauberbüchern mit unheimlichen Beschwörungen, liess Teufel, Erdgeister und Tote auftauchen und meistens recht teure Bedingungen stellen — bis das gutgläubige Opfer gründlich ausgemolken war und der Schwarzkünstler auf Nimmerwiedersehen verschwand. Die Annahme einer unglaublichen geistigen Unbeweglichkeit des sesshaften Volkes und dessen «blindmachender» Geldgier genügt kaum, die dauernde Möglichkeit von solchem Schwindel zu erklären: Das Streben nach Gewinn war wahrscheinlich — dies gleichermassen Obrigkeit, Angehörigen und sich selbst gegenüber — nur eine Ausrede; der wirkliche unterbewusste Grund war zweifellos die Freude am Umgang mit der sonst streng verbotenen, darum aber nicht weniger anziehenden Welt des Dichterisch-Wunderbaren, der Phantasie.

Das gleiche gilt von den fast unerklärlichen Erfolgen der fahrenden Quacksalber, die ihre medizinische Wunderware stets im Rahmen von Schauspiel-Unterhaltung, Bänkelsang usw. feilboten. Wir lesen etwa von einem dieser zahllosen Kurpfuscher, einem «in griechischer Nationaltracht im Kanton Bern herumfahrenden Marktschreier», der sein Wasser «gegen neun Haupt-Übel des Menschen» feilbot: «Durch Paukenschlag und Trompetenklang», auch durch eine neben ihm auf dem Wagen sitzende, «in Seide und Flor phantastisch gekleidete, und mit goldglänzendem Geschmeide angetane Weibsperson», schlug er die Massen «gleichsam mit Blindheit».

Auch hier erscheint uns jenes Betrogenwerden beim Kauf der Jahrmarkt-Arzneien nur als durchsichtiger Vorwand — das Bezahlen einer Bewilligung, sich an all die bunten Eindrücke zu verlieren...

Das Bergland als «Wilder Westen»

Die Obrigkeit war, wie gesagt, voll Misstrauen gegen dieses unfassbare «Fahrende Volk», von dem nach zahllosen zeitgenössischen Berichten die alte Schweiz geradezu wimmelte. Man schnitt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts den Nomaden-Musikanten, Spielleuten, Bänkelsingern, Puppenspielern, Lieder-Krämern, Marktschreiern, Alraunenhändlern, wenn man sie innerhalb der Grenzen erwischte, zur Warnung (!) ein Ohr ab und hängte sie, wenn man sie dann gleichwohl wieder antraf, ohne viel Federlesen.

Diese «Zigüner» galten eben, wie es etwa in Stumpffs Chronik heisst, als «unnütz Bubenvolk», das man ohne noch zusätzliche Beweise zu brauchen, für eine Schar von vornehierin überführten Verbrechern ansah: «Deren ist der frömmest (Frömmste) ein Dieb, dann sy (sie) allein sich (des) Stählens erneuerend (ernähren).»

Doch eben, wie es der Reisende Meiners im 18. Jahrhundert für Graubünden feststellte, zogen sich diese unfassbaren Fahrenden beim ersten Zeichen der drohenden Gefahr «in das sogenannte Oberland, das ist in die sogenannten Bergtäler zurück»: «In diesen Bergtälern muss es fast unmöglich sein, der Gegend kundige Flüchtlinge zu haschen...»

Der schon mehrfach erwähnte Alfred Hartmann schilderte uns sehr anschaulich, wie diese grossartige Kenntnis der Natur, ihrer Umwelt, des mit ihnen treu verbündeten Geländes, den letzten Nomaden ermöglichte, trotz ewiger hartnäckiger und grausamer Verfolgungen ihre berühmten wilden Feste zu feiern: «Kein fremdes Auge mochte das wilde Völklein hier belauschen, kein fremdes Ohr es behorchen. Desshalb liess es seiner

Lust die Zügel schiessen. — Flasche nach Flasche leerte sich; immer lauter lachten die Alten, die am Feuer sich streckten, immer rascher drehten sich die Jungen im Tanz, und wilder und wilder erklangen Geige und Hackbrett unter dem dunklen Dach der alten Schirmtanne hervor. In ihrem üppigen Übermut küchelten die Buben und Mädchen Hollunderzweige in der geschmolzenen Butter, um sie dann wieder an den Stauden in die Höhe schnellen zu lassen, laut aufjubilend, wenn des Geiger-Lipps Führer, der widerborstige Semir, lüstern nach den fetten Bissen empor sprang. — An der allgemeinen Freude nahm allein der alte Lienhard nicht Teil. Als er seinen Hunger gestillt hatte, ging er in den einsamen Wald. Später konnte man ihn auf einem hohen Felskopf erblicken, steif und gerade dastehend, einer schildernden Schildwache gleich, und unverwandt hinunterschauend in die grauen Nebel des Tales.»

Da, ein Eulenschrei der Wache — «und schattengleich verschwand das aufgeschreckte Völklein, die einen im dornigen Dickicht des Waldes, die andern in den zerrissenen Klüften der Felsen. Als die Landjäger kamen, fanden sie von allem nichts mehr, als die verglimmenden Kohlen des Lagerfeuers, etliche abgenagte Schinkenknochen, ein paar leere Schnapsflaschen und an den Hollunderstauden die geküchelten Zweige.»

Hippie-Blumenkinder der «guten alten Zeit»

Dieser Lebensstil übte verständlicherweise, dies trotz dem mit ihm zweifellos verknüpften Elends und trotz aller Hetze durch die Landjäger, auf Schichten der sesshaften Bevölkerung eine geradezu magische Anziehung aus. Es sollte, wie es auch den bereits angeführten Meiners verwunderte, «gar nicht seltenes sein, Haufen von Zigeunern entweder an der Landstrasse, oder in der Nachbarschaft der Dörfer hingelagert, schmausen oder tanzen zu sehen; und man versichert uns sogar, dass sie häufig vorüberrei-

sende Säumer und Bauern zu ihren Schmäusen einladen, und dass diese auch kein Bedenken tragen, an den lustigen Gelagen der Landstreicher teilzunehmen.»

Grossartig hat es Gottfried Keller in «Romeo und Julia auf dem Lande» geschildert, wie für das einfache Volk diese rätselhaften letzten «Fahrenden» jene Anreger, der Gärstoff waren, der sie zu Ausbrüchen aus dem durch gestrenge obrigkeitliche Vorschriften geordneten Alltag, in die Welt der berausenden Abenteuer herausriss: «Sie tanzten, bis es dunkelte und der grösste Teil der lustigen Gäste sich schwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurück blieb, war das eigentliche Hudelvölklein, welches nirgends zu Hause war und sich zum guten Tag eine gute Nacht machen wollte. Unter diesen waren einige, welche mit dem Geiger gut bekannt schienen und fremdartig aussahen in ihrer zusammengewürfelten Tracht. Besonders ein junger Bursche fiel auf, der eine grüne Manchesterjacke trug und einen zerknitterten Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereschen oder Vogelbeerbüscheln gebunden hatte. Dieser führte eine wilde Person mit sich, die einen Rock von kirschrotem, weiss getüpfeltem Kattun trug und sich einen Reifen von Rebenschossen um den Kopf gebunden, so dass an jeder Schläfe eine blaue Traube hing.»

Das Nachwirken der Alpenzigeuner

Die Geschichte der «Einfügung» dieser letzten Nomaden der Alpengebiete, mögen es nun «echte», von Asien her eingewanderte Zigeuner gewesen sein oder auch Nachkommen urtümlich-unsesshafter Volksgruppen unseres eigenen Landes, ist in jeder Hinsicht ein Abschnitt im gewaltigen Buche jener namenlosen Leiden, die eine von ihrer Vollkommenheit überzeugte Zivilisation allen «primitiven» Rassen unserer Welt bereitete. Überall wo ich noch mit den an sich verständlicherweise recht zahlreichen Nachkommen jener alten Fahrenden

reden konnte, stiess ich auf eine Mauer des Misstrauens gegenüber dem innerlich noch immer nicht ganz angenommenen Lebensstil ihrer «aus seit jeher geordneten Verhältnissen» stammenden Nachbarn.

Ähnliches schrieb O. Muggli 1952 von Bündner Geschlechtern, deren Ahnen noch im 19. Jahrhundert im Lande «vagabundierten»: «Das ist wahrscheinlich mit ein Grund, dass für die Schweiz über dieses eigenartige Volk noch kein gründliches, zusammenhängendes Geschichtswerk erschienen ist. Sie leben heute zerstreut wie damals. Die Assimilierten lassen sich nicht gern an ihre Vergangenheit erinnern, und die ihren Gewohnheiten Treugebliebenen leiden unter dem Namen Zigeuner, der ihnen zum Schimpfwort geworden ist.»

Erst heute als unmittelbare Folge der schon fast zur Mode gewordenen,

teilweise bewusst in ihrem Stil an die alten Fahrenden anknüpfenden Feste und Trachten der Hippies und andern «New Nomads», beginnt offensichtlich eine fast rückläufige Bewegung: Wahrscheinlich selten ist bei uns und anderswo der Folksinger, Gammler-Musiker, «Psychedelische» Maler usw., der nicht gelegentlich und mit viel Stolz mit der Tatsache oder mit dem Traum spielt, unter seinen Vorfahren einen «Zigeuner» gefunden zu haben.

Langsam steigt damit im Bewusstsein der Allgemeinheit eine Schweiz auf, die man durch Jahrhunderte zu verfolgen und dann schamhaft zu verdrängen, zu vergessen suchte, die aber ebenso zu der Wirklichkeit unserer Vergangenheit gehört, wie die Schweiz der Burgen, der Stadtpatrizier oder der Bauern: Eben die phantastische Schweiz des Nomadenvolkes.

Fecker-Kilbi in Gersau

Originalzeichnung von Hans Bachmann

